

INTERVIEW MIT SCHLÜSSELPERSONEN AUS TENNA/SAFIENTAL

Maya Messmer (MM), Grossrätin Kanton Graubünden und Bäuerin
Othmar Ferdinand Arnold (OA), Koordinator der Wohngemeinschaft
alte Sennerei, Präsident des Trägervereins

.....

Robert Sempach (Interviewer)

Könnt ihr ein paar Worte zu eurer Person sagen, wie ihr zu Caring Communities steht und, ob diese Thesen euch schon bekannt waren?

Gäste:

Maya Messmer (MM) und Othmar Ferdinand Arnold (OA)

MM: Nein, ich habe noch nie von diesen Thesen gehört. Ich habe sie zum ersten Mal gelesen. Ich bin Maya Messmer und bin hinten im Tal aufgewachsen, hier im Safiental, in einer Bauernfamilie. Ich wohne jetzt seit 2002 hier in Tenna. Mein Mann und ich haben einen Bauernbetrieb und drei Kinder, die jetzt so im Teenager-Alter sind. Ich bin auch mal weitergekommen als hier im Tal, aber es gefällt mir halt da und ich bin da schon recht tief verwurzelt. Ich bin Grossrätin im Bündner Kantonsparlament für Safiental. In der Gemeinde bin ich im Schulrat und in den Vereinen tätig. In der Musikgesellschaft und bei den Landfrauen bin ich schon seit einer Weile Präsidentin. Die Thesen haben mir natürlich nichts gesagt. CC ist das, was ich so kenne aus den Mails, also jemanden ins cc nehmen. Ich habe ein bisschen nachgelesen und es scheint mir recht schwierig, was hier genau meine Rolle ist. Es ist schon ein grosser Unterschied, ob wir die ganze Gemeinde oder nur das Dorf Tenna im Blick haben, oder ob wir die Thesen auf eine noch kleinere Gruppe aus dem Dorf beziehen. Zur ganzen Gemeinde kann ich schon meine Sicht einbringen, aber ich kann nicht die Gemeindegemeinschaft hier vertreten, denn ich bin nicht im Gemeindevorstand.

RS: Das verstehe ich sehr gut. Es geht um deine Einschätzung und ich finde die Differenzierung wichtig. Die politische Gemeinde umfasst das ganze etwa 30 Kilometer lange Tal. Das sollten wir bei den Thesen im Blick behalten, ob es um die Bedeutung für Tenna oder für das ganze Safiental geht.

MM: Ja, bei vielem, was ich gelesen habe, trifft es hier bei gewissen Gemeinschaften zu. Die Antwort für die ganze Gemeinde ist dann wieder eine andere, hat eine andere Bedeutung. Wahrscheinlich spielt auch die Grösse der Gruppe, der Gemeinschaft, eine Rolle, damit das funktionieren kann, stelle ich mir vor. Der Staat basiert auch auf verschiedenen Ordnungen.

RS: Genau. Zum Beispiel in Zürich-Seebach, da haben wir über ihr Quartier gesprochen. Zürich ist auch eine grosse Stadt und Seebach ist dann wieder, ähnlich wie Tenna, überschaubar. Seebach hat zwar mehr Einwohner, bildet aber doch eine Einheit.

OA: Warum ich auf dich gekommen bin, ist die Kultur. Es geht nicht nur um die Struktur, sondern auch um die Kultur der Bevölkerung. Du bist damit sehr vertraut, weil du hier aufgewachsen bist. Das ist ein wichtiger Aspekt, der für die Projektentwicklung ein wichtiger Faktor war, dass man hier verwurzelt ist, das ist die Software. Darum bin ich auf die Idee gekommen, dich hier einzuziehen und nicht die Würdenträger der Gemeinde. Ich bin Othmar Arnold und ich bin im Moment der Koordinator dieser Wohngemeinschaft alte Sennerei, und immer noch Präsident des Trägerver-

eins. Ich bin zugezogen ins Safiental, zuerst aus dem Luzernischen und dann aus Kanada. Ich hatte auch eine kurze öffentliche Funktion im Gemeindevorstand, doch seit meiner Rückkehr habe ich mich weitgehend mit dieser Projektentwicklung befasst. Wir sind nicht gestartet, um eine Caring Community aufzubauen, sondern der Verein hatte eine Vision. Den Bezug zur Theorie der sorgenden Gemeinschaften, der Caring Communities, entdeckte ich in erster Linie in der Literatur. Die Thesen habe ich auch irgendwann gelesen und mich damit beschäftigt. Zuerst waren wir auch nicht vertraut mit dem Ansatz. Grundsätzlich kann eine sorgende Gemeinschaft viele verschiedene Grössenordnungen haben. Der Verein ist ein kleiner Ausschnitt in einer grösseren Gemeinde, immer mit dem Verständnis, dass ein Gemeinwesen, eine Gemeinde nur funktionieren kann, wenn das Umsorgende da ist. Das ist nach meinem Eindruck hier in der Kultur tief verwurzelt durch die Nachbarschaftshilfe, die ich in den 80er Jahren noch sehr intensiv erlebt habe. Bei meinem ersten Aufenthalt in Safiental, hat mich das beeindruckt, auch wenn man nicht miteinander auskommt, muss man trotzdem einander aushelfen. Das ist etwas, was ich an einem anderen Ort nicht gelernt habe.

«Auch von meinem friedenspolitischen Interesse und Engagement her sage ich, es muss an den Wurzeln stimmen und nach oben wachsen. Dann gibt es aus einer sorgenden Gemeinschaft auch sorgende Gemeinden und eine sorgende Gesellschaft.»

Das ist etwas, das in meiner Vorstellung von unten ausstrahlt. Mein Engagement ist jetzt bei diesem Projekt, das kann ich beeinflussen.

RS: Hast du Theologie studiert und eine Ausbildung als Pflegefachmann gemacht? Wahrscheinlich hast du noch weitere Ausbildungen absolviert?

OA: Ja, wenn man rückwärts geht. Ich habe Pflegewissenschaften und Konfliktanalyse und Friedensförderung studiert. Ich habe vor Jahrzehnten auch mal probiert Archäologie zu studieren und habe auch eine landwirtschaftliche Ausbildung.

RS: Und du Maya?

MM: Ich habe eine Lehre gemacht, bei einer Firma, die jetzt verpönt ist. Auf der Bank bei der CS, die es nicht mehr gibt. Alles verpufft. Mit der Bank habe ich nichts mehr zu tun. Aber meinem Beruf bin ich schon ein bisschen treu geblieben. Beim Bauern ist ein grosser Teil auch Buchhaltung. 20 Prozent arbeite ich auch als Buchhalterin für ein kleineres Kino.

RS: Im Verein Caring Communities hat eine Arbeitsgruppe versucht, den etwas wolkigen Begriff Caring Communities auf einer A4-Seite anhand zentraler Leitsätze zu beschreiben. So sind die Thesen entstanden. Die erste These lässt sich mit «universeller Sorge und Gerechtigkeit» umschreiben. Daher die Frage an euch beide: Wie seht ihr das, welche Bedeutung hat die These im Projekt «alte Sennerei» und in Tenna?

OA: Ein Element, das mich schon immer fasziniert hat, ist vielleicht weniger die Gerechtigkeit als die universelle Sorge. Ich habe das Ende der Selbstversorgergesellschaft noch ein bisschen miterlebt. Ich bin in die Landwirtschaft hineingewachsen, da geht es ganz konkret ums Sorgen, nicht philosophisch. Ich bin mit theoretischen Ansätzen der biologischen Landwirtschaft gekommen, aber die Alten haben damals auch schon biologisch angebaut, ohne dass sie diesen Ausdruck gekannt haben. Beim Titel «universelle Sorge» frage ich mich, ob das eine Notwendigkeit war in einer geografischen und klimatischen Ausnahmesituation, wie in Tenna oder dem Safiental. Das ist nicht das Mittelland, da hat man andere Herausforderungen, auch in der Landwirtschaft und der Siedlungsgesellschaft. Das ist mir hängen geblieben, das ist als Grundwert in die Projektvision und Entwicklung hineingeflossen. Die Idee des Tenna-Hospiz knüpft an dem an, was ich eigentlich über die 30 bis 40 Jahre erlebt habe, ohne den theoretischen Überbau. Das hat man nicht diskutiert, das ist der Alltag, das hat man einfach gemacht, man hat die universelle Sorge gelebt. «Ein konkretes Beispiel, wenn einer stirbt, dann sind es die vier unmittelbaren Nachbarn, die den Sarg auf den Friedhof tragen, egal was für eine Beziehung die zu Lebzeiten hatten.» Das ist einfach so und das wird auch nicht hinterfragt. Heute ist es

nicht mehr immer so. Auch wenn da ein Spannungsfeld ist, kann man über den eigenen Schatten springen. Das hat mich als Zugezogenen tief beeindruckt. Das ist auch in die Projektentwicklung eingeflossen.

MM: Wenn man die These so liest oder hört, das ist eigentlich das, wie man sich das Menschsein wünscht. So ist auch mein Verständnis vom Umgang miteinander. In der Praxis ist es nicht immer so einfach, man weiss ja wie es ist, man kann es nicht immer umsetzen, auch wenn man es will, ist man vielleicht nicht immer im Stand, es umzusetzen. Aber grundsätzlich findest du wahrscheinlich nicht viele Menschengruppen, die das nicht eine gute Sache finden. Bis zu einem gewissen Punkt wird das hier, wie auch Othmar gesagt hat, schon immer so gelebt. Vielleicht ist es früher mehr zum Tragen gekommen, man war auch mehr aufeinander angewiesen. Das ist man heute vielfach nicht mehr so und dann geht es verloren. Darum braucht es jetzt wahrscheinlich wieder aktive Impulse, um sich bewusst zu machen, was wir haben und brauchen. Das fließt auch in politische Gedanken hinein. Wir diskutieren das auch bei der Pflege innerhalb der Familie, um das finanziell abzugelten. Ich bin gespannt, einerseits denke ich, man schaut doch zueinander. Andererseits sehe ich auch, es ist einfach nicht richtig, wenn es die einen machen und die anderen nicht, dort macht es dann Gesellschaft und trägt es auch die Gesellschaft. Darum sehe ich schon ein, dass man das lösen muss. Aber es ist auch schade, dass wir an diesen Punkt gekommen sind. Mir ist auch in den Sinn gekommen, das ist ein bisschen persönlich, was hier in der Region schon auch stark zählt, ist das Blut, also die Blutsverwandtschaft. Das ist schon stärker vorhanden. Um einen Cousin kümmerst du dich viel mehr als um einen Nachbar. Ich habe das so erlebt, die Blutsverwandtschaft ist schon stark ausgeprägt, nicht nur zu den Eltern und Geschwister. Weil man wahrscheinlich seit jeher in der Grossfamilie zueinander geschaut hat.

«Das ist auch eine Gemeinschaft, das ist eine Art Caring Community mit der Verwandtschaft, zusätzlich zu den Nachbarn. Egal was für eine Herkunft, ist es ja wichtig, zuerst jemanden kennenzulernen, dann spielt alles andere keine Rolle mehr.»

Am Anfang ist man vielleicht noch skeptisch, je nachdem, wie einer aussieht oder wie er so daherkommt. Meine Mutter hat mir zum Beispiel erzählt, die neue Nachbarin sei so nett, sie sei eine ganz Lässige. Ich habe mir die vorgestellt im Edelweiss-Hemd und in der Tracht und dann, als ich sie gesehen habe, tätowiert bis da hoch und mit Nasenring und Piercing. Ich fand es so lustig, als ich sie gesehen habe. Das ist jetzt meiner Mama egal, doch als sie sie nur kurz gesehen hatte, hat sie zuerst gesagt, oh, was für ein komischer Vogel. Nachdem sie sie kennengelernt hatte, spielte das keine Rolle mehr. Ich glaube, so ist man hier ein bisschen, man muss einander zuerst kennenlernen, dann ist man schon bereit, nach wie vor, glaube ich, auch im Dorf, gut zueinander zu schauen. Also bis zu einem Punkt, wenn sich dann einer ganz bockig benimmt, ist man dann auch geschwind bereit, zu sagen, hey sorry, schau selbst. Doch wenn er am Tag x kommt und sagt, hey ich habe einen Stromausfall, dann hilfst du ihm trotzdem.

OA: Als Zugelaufener, habe ich das auch erlebt. Es sind keine mediterranen Leute hier im Safier Tal. Ich bin auch als roter Vogel da eingeflogen und zur Alp gegangen. Genau, die Leute haben mal geschaut, was macht der da. Als ich ins Dorf kam, hat man schon ein bisschen geschaut und kommentiert, aber man hat sich auch geholfen. Dann habe ich alles auf den Kopf gestellt, habe biologisch angebaut, Grau-Vieh eingeführt und andere komische Sachen gemacht. Und trotzdem, wenn ein Gewitter aufgezogen ist, die einen hatten schon Ladewagen, während wir noch von Hand Futter geladen haben, und plötzlich... (lacht) hat jemand hinter meinem Stall den Ladewagen ausgeladen und ist verschwunden. Wir hatten nicht die lebenslange und generationenübergreifende Erfahrung. Ich habe von null angefangen und eigentlich alles neu erfinden müssen und immer mit so einem «Hippie-Zivildienstler» gearbeitet. An den Bikini mögen sie sich auch noch erinnern. Das

war auch aufgefallen, nicht nur die landwirtschaftlichen Techniken.

RS: Und das ist jetzt noch so? Das ist sowas wie ein Tatbeweis?

OA: Das eine ist dann innerhalb der Verwandtschaft, aber ich kann ganz klar dazu sagen, dass ich bis heute keine Verwandtschaft habe und das ist gut. Das war auch gut für das Projekt. Aber ich habe die Offenheit ganz klar wahrnehmen können und auch wertschätzen gelernt.

RS: Ist das heute noch so, wenn jemand stirbt, dass die vier Nachbarn unabhängig, ob sie eine gute Beziehung zum Verstorbenen hatten, den Sarg auf den Friedhof tragen?

OA: Bei Jeremia ist das noch so geschehen. Ich habe ihm versprochen, wir gehen nach Hause. Er wollte nach Hause. Das ist einer der Impulse für dieses Projekt. Morgens um halb acht, nach dem letzten Atemzug, bis um elf in der Stube gelegen. Die Aufbahrung und die Verabschiedung sind im Haus passiert. Wenn du die Nachbarn gehört hast, wie sie übereinander geredet haben, hättest du nie daran gedacht, dass die alle an der gleichen Kiste anpacken werden. Aber so war es. Ungefragt, selbstverständlich. Das sind Bilder und Erlebnisse, die prägend sind.

RS: In der ersten These geht es um die universelle Sorge und Gerechtigkeit. Habt ihr Beispiele, ob das hier funktioniert und wo es vielleicht auch schwierig ist oder nicht so gut funktioniert?

OA: «Da ist ein Geist im Safier Tal, dass wir eine gemeinsame Idee haben, ohne dass das abgesprochen wäre – wir wollen hierbleiben, wir gehören hierher. Das ist auch eine Form von Sorge.»

Und da ist natürlich der Tommy lange Zeit ein sehr ausgesprochener Vertreter nach aussen gewesen, als Gemeindepräsident. Dieser Geist ist spürbar. Es gibt die Musikgesellschaft, es gibt den Open-Air-Verein. Man organisiert sich gemeinsam und das ist auch eine Form von Care, also von Sorge. Im Tessin habe ich es umgekehrt erlebt. Dort sitzen ein paar gebückt und warten auf Manna und es ist alles ein

bisschen deprimierend, vor 40 Jahren schon. Und dieser Kontrast ist mir immer wieder aufgefallen, als ich mit dem Tal in Verbindung gekommen bin.

RS: Also man setzt, wenn ich es überspitze, alle Hebel in Bewegung, dass man die Verbundenheit mit dem Ort aufrechterhalten kann. Sagt niemand, es ist zu teuer hier zu wohnen, ich ziehe nach Chur?

OA: Vor allem, man macht mit dem, was man hat, das Beste, was man kann. Das ist ein Eindruck, den ich über die 40 Jahre mitkriege.

RS: In der zweiten These, geht es um die Koproduktion von Zivilgesellschaft, Staat und Institutionen. Also, dass eben Caring Communities gemeinsam mit dem Sozialstaat und Akteuren aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft zu einer sorgenden Gesellschaft beitragen, und die Sorge als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verankern. Funktioniert das hier im Safier Tal?

MM: Das ist natürlich eine gute Frage. Ich würde sagen, im Kleinen funktioniert das. Ob das im Grossen auch funktioniert. Das muss doch alles ein bisschen organisiert sein. Das ist dann fast zu viel, um von allein zu funktionieren und von allein zu wachsen. Irgendwie muss es ja ein bisschen organisiert und geregelt sein. Grundsätzlich funktioniert das Zusammenspiel nicht schlecht. Dass die Vereine in den Schulhäusern sind, ist selbstverständlich. Die haben da ihren Platz. Die Gemeinde stellt ihre Infrastruktur auch den Frauen zum Turnen zur Verfügung. So funktioniert es.

RS: Und dass es das Tenna-Hospiz gibt, das musste ja auch von der Gemeinde mitgetragen sein?

MM: Da weiss ich jetzt nicht, wie viele die Gemeinden da involviert war.

OA: Die Leute der Gemeinde sind sehr involviert. Die Gemeinde war zurückhaltend und sagte, wir haben keine finanzielle Möglichkeit, weil wir so viele andere Aufgaben haben. Wir können das auch nicht anreissen, das muss für sich laufen. Vieles in der Gemeinde läuft in kleineren Einheiten. Es sind die Fraktionen, es sind die verschiedenen Höfe, es ist der Ausserberg. Die haben auch die Genossenschaften gegründet, schon in historischer

Zeit, für übergeordnete Aufgaben, wie die Weideverwaltung, Wasserverwaltung, all diese Aufgaben, die ja theoretisch auch Gemeinschaftsaufgaben wären. Durch die Geografie hier hat es wie eine Zwischenebene gegeben, die genossenschaftlich funktioniert. Was sie eher in Frage stellen, ist der Staat, also Chur und Bern. Dass die Talstrasse heute ausgebaut wird, die Verbindungsstrasse ist vielleicht ein Beispiel, dass die Zusammenarbeit nicht freiwillig funktioniert, vom Staat her. Die Walser sind aufgestanden und sagten, wenn ihr ein Kraftwerk bauen wollt, dann baut zuerst die Strasse. Die Safien-Taler haben für das gleiche Kraftwerk gesagt, das geht schon. Die Walser haben eine sauber ausgebaute Strasse seit 50 Jahren. Und bei uns sind sie jetzt dran, erst auf der halben Distanz ist die Strasse gebaut.

RS: Also hier ist man nicht aufgestanden wie die Walser, die gesagt haben, wir wollen zuerst die Strasse?

OA: Ja, das ist eine andere Dynamik. Und es ist nicht automatisch von aussen gekommen, dass alle ihre Strassen und Zugänge haben, sondern man hat das einfach 50 Jahre sitzen lassen. Da mussten auch die Leute aus der Gemeinde in den letzten zehn Jahren immer wieder aufstehen, verschiedene Exponenten, gingen auch mal nach Chur runter und haben gepoltert.

RS: Die Koproduktion ist nicht nur harmonisch?

OA: Ja, das ist nicht nur harmonisch. Aber im Kleinen, dort wo die Leute aus dem Tal Einfluss genommen haben, haben sie natürlich Einfluss auf der Gemeindeebene. Konkret auf dieses Projekt bezogen, habe ich auch ein Gesuch gestellt. Ich fand, es für die Mittelbeschaffung wichtig, dass ich zeigen kann, dass die Gemeinde dahintersteht. Die Gemeinde sagte, wir haben kein Geld für sowas. Auch beim Pfrundhaus hat die Gemeinde gesagt, das ist nicht unsere Aufgabe. Das hat die Gemeindeversammlung abgelehnt. Ich habe gesagt, für die Mittelbeschaffung brauche ich das und habe dann ein Gesuch an die Standortförderung gestellt. Das ist ein bisschen mehr für die Gemeinde. Danach habe ich gesagt, es kommt nicht darauf an. Ich weiss, die Mittel sind beschränkt und es gibt 100 gute Anliegen, ihr könnt

einen Fünflieber oder 200'000 Franken sprechen. Es kommt mir nicht auf die Summe an. Alles, was ich verwenden werde, ist, die Ziele werden durch die Standortförderung Safiental unterstützt. Das ist wichtig, dass es in jedem Gesuch steht. Egal, wie gross die Unterstützung ist. Schlussendlich hat die Gemeinde gesagt, selbstverständlich. Auch beim Baugesuch sind wir früh auf die Gemeinde zugegangen und haben etwas ganz Verrücktes vorgeschlagen. Die haben sich am Kopf gekratzt und nicht so recht gewusst, doch es hat ein Dialog stattgefunden, ähnlich wie bei der Gründung des Netzwerks. Im Dezember 2016 haben wir den Verein gegründet. Im Januar 2017 haben wir ein Flugblatt in alle Briefkästen in der Gemeinde Safiental verteilt mit einer Einladung für die Informationsveranstaltung zur Idee Tenna-Hospiz. Ich habe im Alpenblick das Stübli mit zehn Stühlen reserviert, es sind 64 Leute gekommen. Es haben nicht alle geklatscht, es gab auch kritische oder skeptische Stimmen. Ja, man hat sich schon über Details Sorgen gemacht, bevor es los ging, bis zur Farbe der Vorhänge.

RS: Kann man es so zusammenfassen: man hat dir keinen Stein in den Weg gelegt, man hat nicht Hurra gerufen und gesagt wir geben dir Startkapital. Trotzdem gab es eine Form von Kooperation?

OA: Man hat zuerst mal geschaut. Mal schauen, was er macht. Aber man hat ihn auch machen lassen.

MM: Also das ist in Tenna schon so. Da ist eine grosse Menge an Eigeninitiative vorhanden. Das Hospiz ist jetzt ein Paradebeispiel, aber es gibt verschiedene Eigeninitiativen, weil es sonst niemand macht. Der Alpenblick und auch das Pfrundhaus. Das gab es früher schon, das ist nichts Neues. Was ich zu dieser Koproduktion noch sagen möchte, ich sehe auch ein Risiko, wenn man gross zusammenarbeitet, dass dann das Kleine verloren geht. Also wie viel Kleines funktioniert. Zum Beispiel als wir nur Tenna waren, vor der Fusion, hat man die Dorfbrunnen gemeinsam geputzt.

«Die neben den Brunnen gewohnt haben, haben die Dorfbrunnen einfach geputzt. Logisch, du nimmst ja auch das Wasser, also putzt du auch. Jetzt sieht man, in anderen Dörfern gehen

Gemeindeangestellte die Brunnen putzen. Hä? Und wir müssen selbst putzen. Das Kleine wird ein bisschen erstickt, wenn es gross wird.»

Es kommt die Frage auf: ist das fair? ist das gerecht? Wenn alle etwas machen, ist es dann gerecht? Durch viel Organisation, kann auch viel im Kleinen Gutes verloren gehen. Wichtig ist, dass man sich das auch bewusst ist, dass das kleine Gute einfach auch wichtig ist. Das ist jetzt ein Beispiel, wo du vielleicht wirklich sagst, gut, das ist jetzt einfach Sache der Gemeinde, das zu organisieren. Aber es sind vielleicht auch andere Sachen, z.B. einander zum Mittagessen einladen. Das ist auch ein bisschen traditionelles Rollenbild. Oh, dort ist die Frau weg, ja dann kann er zu mir zum Essen kommen. Dann gehst du zum Nachbarn zum Mittagessen, man lädt sich gegenseitig ein. Wenn du dann siehst, es gibt auch ein offizielles Mittagstischangebot, dann kann er doch selbst schauen. Es verändert die Dynamik. Vielleicht ist es weder gut noch schlecht, aber es verändert sich.

OA: Das gibt es auch im Care-Bereich. Die Professionalisierung hat den gleichen Effekt.

RS: Das ist ja eigentlich das gleiche Prinzip wie beim Brunnenputzen. Wieso putzen wir den Brunnen? Dort macht es die Gemeinde. In der Zeit, in der wir den Brunnen putzen, könnten wir auch etwas anderes machen. Es gibt auch die Kehrseite, dass die Sorge füreinander dazu führt, dass der Staat sich aus Aufgaben zurückzieht, mit dem Argument, wenn die das unentgeltlich erledigen, können wir Kosten einsparen. Dort muss man sicher genau schauen, wo die Balance ist. Bei der dritten These geht es um Inklusion und Partizipation, als ein Grundsatz der Caring Communities. Findet Inklusion und Partizipation im Safier Tal statt?

MM: Hier in Tenna, denke ich, ist schon sehr vieles partizipativ und inklusiv. Zumindest für das, was man nicht selbst beeinflussen kann. Eher wird jemand ein bisschen ausgeschlossen, weil er in den Augen der anderen ein komischer Kerl ist, dann gehst du einander eher aus dem Weg.

RS: Das Beispiel, das du erzählt hast von der

tätowierten Frau, da hat man ein bisschen komisch geschaut, aber die gehört dazu, die ist inkludiert, auch wenn sie ein anderes äusseres Erscheinungsbild hat. Schaut man eher, was ist es für ein Mensch?

MM: Ja. Genau, und so Sachen. Ich meine, so sind wir ja schon, da muss man ehrlich sein, wir sind schon ein bisschen eine Gesellschaft, wo man vielleicht sagt, das ist, glaube ich, ein Schwuler. Aber, wenn der Schwule schlussendlich am Stammtisch sitzt, boah, ist er halt schwul. Es ist wie ein Thema, bis dann jemand einfach da ist.

OA: Eben auch der direkte Bezug ist, glaube ich, ganz wichtig, die Begegnung.

MM: Ja, wenn du den anderen so kennst.

OA: Wenn Linda hier vorbeilaufen würde, dann würden unsere Leute wahrscheinlich auch so schauen. Aber sie würde sagen, ich schneide euch die Haare. Dann macht sie einfach den Coiffeursalon für alle. Das ist eben auch inklusiv, im Projekt. Wir engagieren Linda nicht, um nur unseren Leuten die Haare zu schneiden, sondern wir schreiben es aus. Dann wissen das die anderen im Dorf und ausserhalb des Dorfs und kommen an diesen Tagen, um sich die Haare schneiden zu lassen. Das haben wir beim Mittagessen kurz besprochen, Wir haben eine inklusive Haltung, es ist für die Leute und nicht ein exklusives, also ausschliessendes, Angebot, das nur für die Safientalerinnen und Safientaler ist. Wir haben die Grundhaltung und Geisteshaltung, dass das inklusiv sein soll. Es gibt keine Ausschlusskriterien.

RS: Und wenn dann mehrere sagen, da möchte ich unbedingt meinen Lebensabend verbringen?

OA: Dann gibt es eben einen partizipativen Prozess. Dann besprechen wir das beim Mittag- oder Nachtessen und schauen das einmal an. Dann kommen die Leute auch mal für einen Tag zum Schnuppern. Es gibt schon auch Kriterien. Es sind nicht alle willkommen, es ist kein Freispiel.

«Leben in Gemeinschaft muss ein bewusster Entscheid sein und jemand, der das sozial nicht hinbringt, da

macht es wenig Sinn, ihn hier aufzunehmen. Dann müssen wir schon auch Grenzen setzen. Aber Grenzen setzen ist etwas anderes, als Ausschlusskriterien formulieren.»

Ich kann meinen Nachbarn mögen, aber er muss mir nicht in meine Privaträume hineinlatschen, die ganze Zeit.

RS: Meine Mutter ist 94 und lebt seit einem Jahr in einem Alters- und Pflegeheim. Ich habe sie mal gefragt, gehst du auch mal jemanden in einem anderen Zimmer besuchen? Nein, das wird hier nicht gemacht, war ihre Antwort. Gibt es im Tenna-Hospiz ein aktives Sozialleben?

OA: Also, es ist ja ein offenes Haus und wir haben eigentlich keine geschlossenen Türen. Aber als Wohngemeinschaft muss man ja auch Rückzugsmöglichkeiten haben. Darum hat jedes Zimmer, auch wenn es nur ein Pflegezimmer ist, eine Klingel, um zu markieren, dass das eine Wohnung ist. Das ist auch ein Protest gegen die Kultur in Heimen und Spitälern, wo alle 10 Minuten jemand die Türen aufmacht und sagt, «grüezi Frau Meier ich muss noch geschwind ...». Das haben wir hier auch architektonisch umgesetzt, dass das klar ist, das ist privater Wohnraum. Es sind auch Mieter und ihre Wohnungen, rechtlich gesehen. In der Kultur, im Zusammenleben, trifft man sich entweder in der grossen Stube oder in der kleinen Stube. Man geht zusammen spazieren, man geht jassen. Nur im Sterbeprozess kommt das Besuchen im Privatraum vor. Bei Gian ist das zum ersten Mal zum Tragen gekommen, wir haben bewusst die Türen offengelassen. Er ist nicht mehr runter in die Stube gekommen und wir haben oben die Zimmertüren offengelassen und einige Leute mussten wir begleiten, um noch «Grüezi und Ade» zu sagen. Ursula hat das mal schön formuliert, dann konnte sie einfach nochmal reinschauen, wie es ihm geht. Das wurde sehr geschätzt. Aber das ist in diesem Sinne eine Ausnahmesituation, sonst gehen sie nicht spontan zu jemandem auf Besuch. Es sind mehr die Leute von aussen, die einen Besuch machen. Nachher kommen sie runter, um etwas zu trinken oder gemeinsam zu essen.

RS: Die vierte These beschreibt das Sichtbar machen und die Integration aller Sorgeformen. Dass man informelle, formelle, professionelle Sorgearbeit miteinander verwebt und sichtbar macht. Wie ist das hier?

MM: Also, aufs Gesamte gesehen, wenn ich mir das überlege, das macht man überhaupt nicht sichtbar. Nein, das ist einfach so. Okay, vielleicht weil es einfach normal ist. Klar sagen es vielleicht die einen, die viel Gutes tun, erwähnen das vielleicht mal in einer Runde.

OA: Die Nachbarin kommt und schiebt 48 Gapunz in den Ofen und macht nachher eine private Einladung. Das passiert einfach. Das ist untereinander abgesprochen und sonst hat eigentlich niemand Einblicke in so etwas. Vom Verein her haben wir da eine andere Einstellung. Mir ist es auch persönlich wichtig, die Care-Arbeit sichtbar zu machen. Wir haben die freiwilligen Arbeiten im Budget. Ich offeriere allen einen Stundenlohn, die können den annehmen oder nicht annehmen. Grundsätzlich ist es eine Form des Sichtbarmachens. Wir weisen das in unserer Jahresrechnung aus, wie viele Stunden und was das als Betrag heissen würde, wenn wir das auch noch ausgezahlt hätten. Wenn jemand von den Leuten hier hilft oder mitschafft, ist das zusätzliche Arbeit, die geleistet wird.

In jeder Monatsrechnung gibt es Abzüge bei ihren Haushaltskosten für ihre Mitarbeit im Betrieb und bei den Mietkosten fürs aktive Partizipieren in der Wohngemeinschaft. Das regelmässig zu den Mahlzeiten kommen, ist ebenfalls eine aktive Partizipation.

Auch für den 99-Jährigen, der hat nicht Schnee schaufeln müssen, um diesen Abzug zu bekommen und die Gutschriften auf die Mietkosten zu erhalten. Wir schreiben das nicht auf die Minute genau auf, sondern gewähren eine generelle Pauschale pro Monat. Zum Beispiel ist das Café ein Betriebszweig, den wir gemeinsam betreiben, auch da erhalten sie eine sichtbare Gutschrift. Weil das Café rentierte, konnten wir letztes Jahr den Haushaltsbeitrag in einem Monat um drei Viertel

reduzieren. Es fliesst dann zurück im Verständnis, dass es ihr Beitrag war und wird so auch sichtbar gemacht. Ich habe auch schon pflegende Angehörige der Mitbewohner eingestellt und auf der Payroll gehabt. Die wirken dann für einen oder zwei Tage mit und werden Teil der Hausgemeinschaft. Mir persönlich ist es wichtig, dass es nicht nur selbstverständlich ist, sondern dass man darüber spricht, dass das ein wichtiger Teil des Projekts ist. Das ist auch nach aussen wichtig, dass man das ausspricht. Das versuchen wir recht konsequent zu kommunizieren, was es alles braucht, nebst dem Betriebswirtschaftlichen und Professionellen, damit so etwas funktioniert.

MM: Tue Gutes und berichte darüber.

OA: Ja, ich bin deiner Meinung, im Dorf ist es bekannt.

MM: Was wahrscheinlich auch okay ist.

«Sonst wird plötzlich gemessen und verglichen, der ist besser, der hat mehr gemacht. Es geht nicht darum. Für die einen sind fünf Brote backen ein riesiger Job und andere machen 20 mit links.»

Deswegen ist nicht die eine besser als die andere. Es haben alle etwas gemacht und das muss man wertschätzen. Jeder macht ja, was er kann. In gewissen Lebenslagen hast du auch einfach weniger Zeit, um anderen noch etwas zugute zu tun. Wenn du mehr Zeit hast, suchst du fast ein bisschen Aufgaben, dann macht man das einfach. Die Care-Arbeit sichtbar zu machen, finde ich schon auch wichtig. Was ist denn alles Care-Arbeit? Ja, eigentlich ist halt alles Care-Arbeit. Das stimmt schon.

OA: Ganz konkrete Beispiele. Die Kinder können hier einfach frei herumlaufen. Wenn sie am falschen Ort sind, dann erhalten die Eltern früher oder später ein Telefon.

MM: Auch wenn sich jemand aus der Wohngemeinschaft verirrt.

OA: Genau das ist das Beispiel. Und das ist nicht organisiert. Wenn einer hier in die falsche Richtung losläuft und es dunkelt ein und er sitzt immer noch auf dem Bänkli, dann hat niemand die Aufgabe, mir das zu melden. Es wird nachher nicht gefragt. Es wird kein Theater draus gemacht. Dann wird mir telefoniert: «Er sitzt hier auf dem Bänkli» und ich bedanke mich für die Meldung. Das ist gut und das ist Care-Arbeit und das ist einfach selbstverständlich.

MM: Ich glaube, in einer Gesellschaft erträgt es auch die, die nichts machen. Die können wir mittragen, wenn es nicht zu viele sind.

«Wenn gewisse Leute mich dann aufregen in einer Gesellschaft, weil sie eh nie etwas machen, dann denke ich, bleib ruhig, uns geht es so gut, das können wir schon mittragen, wenn es nicht überbordet.»

Vielleicht finden wir dann plötzlich etwas, wofür dieser Mensch wahnsinnig geeignet ist, und das macht er es dann auch.

OA: Da kommt mir ein Beispiel zu den Professionellen in den Sinn. Es gibt ganz viele Beratungsstellen beim Kanton, gerade für das Thema Alter. In den letzten zehn Jahren habe ich ab und zu ein Telefon bekommen. Etwas, das mich nichts anging, das nichts mit dem Projekt zu tun hatte, aber es war ein Anliegen und da hat es auch eine Lösung geben. Eine alte Frau meinte, sie müsse jetzt ins Altersheim. Ich fragte sie: «Warum?» «Sie könne nicht mehr aufstehen vom Ofenbänkli, jetzt sei es Zeit, ins Altersheim zu gehen.» Dann ging ich zum Walti in die Werkstatt und er hat mir vier Lerchenklötze gemacht und oben noch ein Rondell ausgefräst. Dann fuhr ich ins Tal, habe die vier Klötze unter das Ofenbänkli gestellt und siehe da, es ging noch mal anderthalb Jahre. Wenn die Person die Pro Senectute angerufen hätte, hätte das entweder nichts ausgelöst oder ein riesiges Zeug.

RS: Dank hoher Flexibilität konnte eine spontane Lösung entwickelt werden. Bei der 5. These geht es um Innovation und Exploration.

OA: Auch das Vertrauen, das lese ich daraus, dass es ist ein Projekt gibt, ohne grosse Theorien und Zeugs und Sachen. Aber man hat doch das Vertrauen, dass man eine Lösung findet. An Professionelle hat man einen Anspruch. Unterstützung im Alter ist eine öffentliche Aufgabe.

RS: Zum Beispiel in Genf gibt es 49 Sozial-Zentren, soviel ich weiss, arbeiten dort über 100 soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren, die schauen, dass das Gemeinschaftsleben funktioniert. Und da gibt es keine einzige solche Stelle?

MM: Doch, die Jugendarbeit gibt es, vielleicht eine 40 Prozent Stelle und für das Alter Pro Senectute.

OA: Dann gibt es einen Verein «Altwerden im Safiental», das ist zivilgesellschaftlich. Das ist nichts Staatliches. Früher gab es noch die Gemeinde-Krankenschwester. Das wurde dann fusioniert zu Spitex-Foppa und ist sehr professionell organisiert.

MM: Mit der Jugendarbeit ist das vielleicht auch eine eigennützige Angelegenheit, man schaut bewusst, dass die Jungen Freude haben, hier im Safiental. Das ist der Zusammenhalt, den wir stärken wollen. Wir haben auch eine Jugendkommission und ein Jugendparlament; sie sind nicht beschlussfähig, können aber Anträge an die Gemeinde stellen.

«Durch die Jugendarbeit werden sie wie eine Gemeinschaft und gewinnen auch Freude, um zusammen hier weiter aktiv zu sein, und nicht irgendwo hinzugehen und sich einen neuen Platz zum Leben suchen. Das sind wir uns schon bewusst. Wenn die Jungen wegziehen, ist das der Tod für das Tal.»

Wir werden immer älter und müssen wirklich aufpassen, nicht alle Ressourcen in das Alter zu investieren. Denn die Jungen braucht es auch, dass man die nicht vergisst.

RS: Es gibt wahrscheinlich nicht so viele Arbeitsplätze, nehme ich an und dann zieht es sie Richtung Chur und Zürich.

OA: Sie müssen ja weg, weil die meisten Ausbildungsplätze nicht hier sind.

MM: Ja, weiter hinten im Tal wird es dann schon knifflig, um auswärts zu arbeiten. Aber es ist auch möglich, je nachdem natürlich. Wenn es keine Ausbildung gibt und du kein Auto hast, dann geht vieles halt nicht, dann musst du mal weg. Darum ist es wichtig, dass sie den Zusammenhalt finden und dann wiederkommen. Da wohnen und auswärts arbeiten, kannst du schon, wenn du nicht in Zürich arbeitest, bis Chur, das geht schon. Umgekehrt haben wir hier auch viele Arbeitsstellen, es kommen auch Leute von auswärts, um zu arbeiten.

RS: Raum für Innovation und Exploration, das Hospiz ist sicher ein Beispiel, dass es einen Experimentierraum gab. Hast du dir diesen Raum zuerst nehmen müssen oder hast du gemerkt, dass der Experimentierraum vorhanden ist, hier in Tenna?

OA: Das Experimentieren hat vielleicht eher im kleinen Stüblein stattgefunden. Bei der ganzen Konzeptarbeit und Vision war ein Licht zu sehen. Auch aus dieser Erfahrung vor 40 Jahren, mit dem Experimentierraum, rätsches Grauvieh zu züchten. Das haben sie dann auch beobachtet und zugelassen, ohne gross mitzumachen. 25 Jahre später habe ich dann auch Rückmeldungen bekommen, dass sie sich damals schon gefragt hätten, was macht der. Eigentlich war es einfach 20 Jahre zu früh. Das machen heute alle so, Direktvermarktung ist heute selbstverständlich.

«Das zeigt mir, dass damals schon die Bereitschaft da war, dass der Raum für Innovation vorhanden war. Das sieht man auch historisch, als das Hotel Alpenblick 1906 eröffnet wurde, war Tenna elektrifiziert. In Zürich war das nur Stadtkreis 1 und 2 zur gleichen Zeit. Hier hat in jedem Haus eine Lampe gebrannt.»

Wie sie den Generator damals ins Tal gebracht haben, auf der schlechten Strasse, das bleibt ein Geheimnis. Es lebt niemand mehr, der damals beteiligt war. Aber man weiss, es wurde Strom

produziert. Also dieser Geist, das ist auch das, was ich bei den Führungen immer wieder erzähle, das ist etwas, was mich fasziniert. Einerseits das Bewahrende, das Konservative, andererseits immer auch die Offenheit für Neuerungen.

Wir haben bis zurück ins 15. Jahrhundert ein Beispiel, den gotischen Freskenzyklus. Die Werkstatt, die das gemalt hat, hat gewusst, da ist etwas in der Luft. Es gibt drei Elemente frühester Renaissance-Malerei, die dokumentiert sind. 15 Jahre später hat man in Florenz in der Renaissance-Malerei, die erste Kirche im Renaissancestil ausgemalt und hier war eine Experimentierwerkstatt bereits 15 Jahre früher vorhanden. Das war ja nicht ein Weltzentrum, es war am Arsch der Welt. So weit zurück kann man den Bogen sehen.

MM: Die Gesamtgesellschaft lässt das zu. Einerseits das Erbe wertschätzen und andererseits auch Neues zulassen. Wenn du gerade im Schnittpunkt des Wandels bist, dann gerät man auch aneinander. Wir hatten eine alte Säge, in der seit 100 Jahren gleich gesägt wurde, und die in Jahre gekommen war. Dann pflanzten wir eine neue Säge, doch da konnten auch nicht alle mitgehen, weil die eigentlich das Alte erhalten wollten. Aber als Gesamtgesellschaft funktioniert das schon.

RS: Also du erlebst das auch so, Maya, es gibt Raum für Innovationen?

MM: Absolut, aber jetzt nicht unbedingt in der Sorge, sondern mehr im Beruflichen, im Arbeiten, dort ist er absolut vorhanden.

In gewissen Zeiten musste man innovativ sein, doch heute kann man innovativ sein, weil man es sich auch leisten kann, etwas auszuprobieren.

Im Sorgebereich ist es mir weniger bewusst, habe ich nichts Greifbares, Offizielles im Kopf.

OA: Das passiert sehr informell, würde ich sagen. Das ist doch genau so ein Beispiel, man hat eine Mutter mit zwei Buben aufgenommen. Da hat man eine grosse Offenheit.

MM: Ein Experiment haben wir auch mit der Dorfreise. Wir haben eine Dorfreise organisiert für alle aus Tenna. Im Moment sind wir etwa 35 Leute.

RS: Das wird von den Landfrauen organisiert?

MM: Ja, die Landfrauen zusammen mit dem Verein Tenna Plus. Wir haben das mit dem Gedanken organisiert, wenn du etwas Gutes zusammen erlebst, dann ist das auch ein bisschen besser für dich. Aber es sind trotzdem verschiedene Leute, die mitkommen.

RS: Findet die Reise zum ersten Mal statt?

MM: Nein, das gibt es seit etwa 30 Jahren. Das erste Mal waren sie in den drei Seenlandschaften. Das erzählt man heute noch.

RS: Und das hat nachher alljährlich stattgefunden?

MM: Nein, nachher ist es wieder eingeschlafen. Jetzt hat wieder jemand die Initiative ergriffen.

RS: Wie sieht es beim Teilen von Ressourcen und Wissen aus? Dass man den Austausch und die Zusammenarbeit sucht und die unterschiedlichen Erfahrungen, Fähigkeiten und Ressourcen aller Beteiligten einbringt und nutzbar macht? Gibt es dafür Beispiele?

OA: Als wir mit unserem Projekt das erste Mal an die Öffentlichkeit gingen, sind 64 Leute aufgetaucht, die wir nie erwartet haben. Danach hat es angefangen und der Verein hat die dann regelmässig für diesen Austausch mit der Öffentlichkeit eingeladen. Da sind dann laut und deutlich Stimmen dafür und auch andere Stimmen gekommen. Manchmal hatte man noch drei Wochen später im Laden ein Gespräch. Aber grundsätzlich hat das stattgefunden und ich habe mir gesagt, es muss auch eine Bereitschaft vorhanden sein, zuzuhören. Das Wissen wird in diesem Sinne schon geteilt. Auch das Teilen der Ressourcen. Du hast vielleicht im Spenden-Spiegel des Projekts gelesen, dass 80% der Privatspenden aus dem Tal stammen oder von Leuten, die im Tal verwurzelt sind. Das sage ich heute noch, dass dies der Leistungsauftrag unseres Vereines ist. Da kam ein Bauer, hatte ein Couvert in der Hand

und sagte, schau hier, nimmst du das. Das darf niemand wissen, auch meine Frau nicht. Dann sind zwei Monatsräten der AHV drin gewesen. Eine private anonyme Spende. Das ist auch ein Beispiel für das Teilen von Ressourcen.

MM: Ja genau, Ressourcen teilen, das funktioniert sehr gut, auch das Teilen meiner Fähigkeiten.

«Man weiss, was die anderen können, oder auch nicht, und man weiss, was man selbst kann, und bietet sich das gegenseitig ein bisschen an.»

Auch unter den Landfrauen, wenn jemand Rübli-Samen braucht und die andere hat welchen, dann gibt man einfach. Das funktioniert bei den Fähigkeiten und Ressourcen. Wissen ist vielleicht das, was jemand noch am wenigsten gerne bekannt gibt.

OA: Aber in die Projektarbeit fliesst das schon auch ein.

MM: Ja, das ist ja auch schön, wenn wirklich alle sagen, was sie wissen und es auf den Tisch legen. Dann kannst du das wunderbar diskutieren. So ein gewisses Wissen über Wassersachen, all das Wissen, welcher Schlauch wohin führt, in welche Quelle und in welches Reservoir. Aber, wo man welchen Hahn drehen muss, vielleicht erzählen wir das nicht gerade allen. Vielleicht ist es auch ein Machtspiel, ich weiss es auch nicht. Oder das Rezept der wahnsinnig guten Gapunz muss man nicht unbedingt mit allen teilen. Gut, Wasser ist eher für alle wichtig, aber Rezepte musst du nicht mit allen teilen. Aber Tipps gibt man sich sehr gerne. Wenn wir bei den Landfrauen wieder Gartenthemen haben, und es gerät mir etwas nicht recht, dann sagen alle, was ich probieren müsste, dass es vielleicht besser wächst. So sind wir. Es gibt Geheimnisse und die erzählt man halt nicht. Sagen wir es doch mal so.

RS: Wir sind schon bei der letzten These angelangt, dass wir Strukturen und Rahmenbedingungen schaffen, damit Caring Communities nicht nur ein Strohfeuer sind, sondern eine langfristige Kultur der Sorge entsteht. Wie sind da eure Erfahrungen und Einschätzungen?

OA: Thomas Buchli war ja zwölf Jahre Präsident der Gemeinde Tenna, und nachher wurde fusioniert. Er hat Charisma gehabt und geschaut, dass etwas im Gemeinsinn läuft, nach meiner Einschätzung. In diesem Sinne auch kein Strohfeuer. Als er sein Amt abgab, ist ein neuer Präsident gekommen, und die Wählerschaft hat eigentlich für Kontinuität gesorgt. Dann ist wieder ein junger Präsident gekommen, ein Unkonventioneller sogar, würde ich sagen. Ich bin dann auch im Vorstand gewesen und das hat dann ausgestrahlt.

«Da hast du gemerkt, ja, da ist eine Sorge für das Gemeinwohl vorhanden; und es hat eine Kontinuität über Einzelpersonen hinaus.»

Wenn es nur in der Zeit des ersten Präsidenten gewesen wäre, dann wäre es nicht strukturell verankert gewesen. Jetzt kann man sagen, es ist doch schon ein paar Jahre, dass das eine Nachhaltigkeit ausgelöst hat. Ein Tal oder ein Dorf will bleiben, der Ausdruck von Sorge wird weitergeführt auch auf politischer Ebene.

MM: Also der Egoismus ist schon ein grosser Feind, der ist schon auch angekommen in unserer Gemeinde. Die Individualisierung, das ist das bessere Wort, das ist eine Herausforderung. In unserer Gemeinde, in der Gesamtgemeinde, braucht es schon ein grosses Herz, um zu sagen, ja, macht ihr das jetzt, das ist gut. Ein grosses Herz – eigentlich geht es um Weitsicht.

«Wenn es allen gut geht, dann geht es mir selbst auch besser. Wenn ich alles mir zuschaufle, irgendwann kann ich nichts mehr holen.»

OA: Die «Valledaner» brauchen etwas anderes als wir hier oben, unten im Tal ist es auch anders als hier oben.

MM: Es ist eine Gratwanderung, die Gefahr besteht, dass auf die eine Seite rutscht, wo man nur für sich schaut. Wird die Gemeinschaft wieder kleiner, dann schauen die Tenner für die Tenner und die Valledaner für die Valledaner.

OA: Oder die Familie für die Familie.

MM: Das ist genau das, was ich meine. Es ist sehr schwierig, damit eine Caring Community mit einer gewissen Grösse ohne Führung funktioniert. Wir haben diese Führung, aber da habe ich das Gefühl, es wäre noch Luft nach oben. Der Führung sollte mehr Gewicht gegeben werden. Es muss nicht bei allen genau gleich sein, schauen wir doch einfach, dass es allen gut geht und, dass man es nicht dem gibt, der am lautesten kräht. Das ist eine Herausforderung und auch ein Anspruch, den ich an einen Gemeindeverstand stelle. Das ganze Bewusstsein, seit der Fusion ist erst in den Köpfen, in unserer Generation hat das noch nicht stattgefunden. Man kann jetzt für die nächste Generation hoffen.

OA: Das ist das, was ich auch noch sagen möchte. Es sind die Schüler, die miteinander in die Schule gehen, die miteinander in den Vereinen sind, in 25 Jahren wird das zu tragen kommen. Ich glaube, dass es diese Ansätze gibt, dass man nicht mehr zwischen den Tobeln denkt, sondern als Einheit.

RS: Bis jetzt ist politisch noch nicht das ganze Safiental eine Einheit. 2013 wurde fusioniert und es braucht jetzt noch mindestens eine Generation, bis das zusammenwächst?

MM: Mindestens eine, ich habe das Gefühl, vorher haben sie noch kleiner gedacht?

OA: Ja, das sieht man auch in Tenna, da gibt es noch Leute, die den Pass einpacken, wenn sie nach Ausserberg laufen. Weil sie in der Mitte wohnen und hier zuhause sind. Symbolisch gesprochen.

RS: Für sie ist es das Ausland, wenn sie in den nächsten Weiler gehen?

OA: Das machen sie also in Ausnahmesituationen, dass sie das wirklich unternehmen. Das gibt es immer noch.

MM: Also einheimisch sein, bist du nicht so schnell. Das sind Einzelfälle.

OA: Aber das sind ja Ausdrücke einer Denkart.

MM: Es braucht auch beides.

Es ist wichtig, dass du das Nahe kennst. Du kannst dem auch besser schauen als dem, was weit weg ist.

Wenn dir alles egal ist, was um dich herum passiert, wenn du dein Augenmerk nur auf dem Grossen-Ganzen hast, ist es auch schwierig. Es braucht beides, einen Ausgleich und Vernunft. Da sind wir noch unterwegs.

RS: Du sagst, es hat noch Luft nach oben. Wahrscheinlich weiss man schon, dort sind die und die zuhause. Kennen sich persönlich nur die Leute von Tenna, und die von Safien sind wieder eine Community für sich?

OA: Es gibt auch Interessenlinien, zum Beispiel die Musikgesellschaft. So mischt sich das Ding. Es gibt schon neue Netzwerke, die auch eine längerfristige Wirkung haben. Das Kennenlernen, das ist ein ganz wichtiger, erster Schritt.

RS: Dann kommen wir zum Schluss. Gibt es noch etwas, das in diesen Thesen fehlt? Oder das völlig anders formuliert werden müsste?

MM: Ich möchte nichts anders formulieren, aber den Gedanken mitgeben: wenn man schlussendlich alle in einem Boot haben will, wie gehst du mit dem Neid um? Der Neid zum Beispiel, der ist ja da und den kann man nicht einfach abstellen.

«Mit anderen teilen, das geht bestens, wenn du einander gut magst. Wie gehst du damit um, wenn das nicht mehr so ist? Es gibt auch neidische Menschen und die können nicht funktionieren in einer Caring Community, das sind nicht wenige.»

Wahrscheinlich hat es die neidischen Menschen schon immer gegeben. Das ist vermutlich kein neues Phänomen und das kann sehr viel verhindern.

RS: Das ist eine zentrale Frage, die du aufwirfst. Wie geht man mit dem Neid um?

MM: Es klingt ja wunderbar. Ich würde gerne in einer Gesellschaft leben, wo alles so ist. Ich lebe aber nicht in so einer Gesellschaft. Der Neid ist ein Feind, finde ich.

RS: Ich nehme die Anregung gerne auf. Wie gehen wir mit dieser Herausforderung um, dass Menschen immer wieder in den emotionalen Zustand des Neids kommen und nicht kooperieren wollen, nicht gemeinschaftlich funktionieren wollen. Othmar, was hast du noch für Gedanken, die vielleicht fehlen oder müsste ergänzen werden?

OA: Ich bin im Moment hier oben so im Projekt drin, dass die theoretische Ebene, die Thesen für mich abstrakt sind. Ich bin jetzt in der Umsetzung verhaftet. Als ich die Thesen angeschaut habe, dachte ich, das liest sich gut. Doch das Handeln, das Umsetzen, ist ja auf einer ganz anderen Ebene, auch nicht auf der Gemeindeebene. Das sind kleine Zellen und es ist wichtig, auch das Bewusstsein zu kommunizieren, dass man diese Zellen nicht erstickt, sondern ihnen einen Raum lässt. Die Gesellschaft und die gesellschaftliche Entwicklung nicht zu Tode regulieren. Das stützen wir jetzt im Herbst mit einem Bericht. Wenn Krankenversicherer sagen können, das gibt es nicht. Natürlich gibt es das schon seit vier Jahren. Ihr habt einfach geschlafen und findet dazu nichts in euren Regulierungen. Trotzdem gibt es das Tenna Hospiz, es ist absolut real. Das wäre jetzt so etwas, wenn das voll zu tragen kommt, dass das Projekt, das Konkrete, einfach kaputt machen könnte.

«Vielleicht ist es ein Teil dieser Netzwerkarbeit, auch das Bewusstsein zu fördern, dass man so Keimzellen wachsen lassen soll.»

RS: Hat das Krankenversicherungsgesetz noch keine Kategorie, in die sie euch reinpacken können?

OA: Ich weiss, dass die recht haben, und es macht trotzdem keinen Sinn.

RS: Für die strukturelle Verankerung ist das schon wichtig, dass öffentliche Finanzierer solche Projekte auch mittragen.

OA: Nicht nur Finanzierung. Da habe ich das

Gegenbeispiel. Der Gemeindevorstand, die Baukommission und alles im Örtlichen. Wir sind auf sie zugegangen, wir haben mit ihnen geredet und sie haben sich am Kopf gekratzt und gefragt, was habt ihr im Sinn? Doch sie haben nichts dagegen unternommen. Sie hätte auch sagen können, das gibt es nicht. Sie hätten die Baubewilligung verweigern können. Das haben sie aber nicht gemacht.

RS: Jetzt ist die Zelle gewachsen. Um im Bild zu bleiben, ist im Organ gut eingebettet. Auf der Gemeindeebene gibt es kein Problem. Aber da gibt es noch andere Reibungsflächen. Das ist noch nicht ausgestanden?

OA: Bei diesem Projekt haben wir sehr viel experimentiert. Wenn du einen Curaviva-Bericht Vision 2030 liest, ist das eigentlich eine vollständige Umsetzung all dieser Thesen. Es hat aber keinen rechtlichen Raum, um das umzusetzen in der Schweiz. Das haben sie einfach vergessen. Wenn da eine Person sitzt, die dann schlussendlich sagt: «Ich verordne, dass es das nicht gibt.» Dann hat die Person recht und sie kann das auch durchsetzen. Ich darf jetzt nach zwölf Jahren als Pfleger in der Schweiz nicht mehr als Pfleger arbeiten. Das ist genau ein solcher Fall. Eine Person im Kanton sagt das und sie hat recht. Es ist alles nach Paragraphen.

MM: Weil du nicht die richtige Ausbildung hast? Das merkt man jetzt?

RS: Es spielt keine Rolle, dass du das kannst und professionell handelst?

OA: Nein. Es fehlt mir ein Papier. Ich habe keine Anerkennung meiner Ausbildung, die ich in Kanada abgeschlossen habe, obwohl der Arbeitgeber mich jetzt zwölf Jahre beschäftigt hat und kein Problem damit hatte.

«Für Experimente, für neue Lösungen, für Ansätze, wie eine Caring Community wachsen kann, ist die grösste Gefahr, dass es verhindert wird.»

Die Ideen sind da, es gibt ganz viele Keimzellen auch mit der Individualisierung. Es gibt auf der individuellen Ebene, auch auf der gesellschaftli-

chen oder politischen Ebene Ideen, wie man es geschehen lassen könnte, anstatt es zu verhindern. Das ist glaube ich, ein ganz wichtiger Aspekt.

RS: Sich darauf einzulassen und anerkennen, da ist etwas Neues entstanden. Wie kann man das integrieren ins bestehende System? Diese Frage ist noch offen?

OA: Genau. Den Spagat machen zwischen den verschiedenen Ansprüchen. Das führt dann in die Zukunft. Die AHV gibt es auch erst seit 1948. Sie mussten sich auch reiben und heute ist es selbstverständlich. Damals gab es auch diese Konflikte.

MM: Ja, das wurde dann alles geregelt. Das muss wahrscheinlich einfach so sein. Dann braucht es auch noch den Menschenverstand, um ab und zu mal etwas als Projekt abzustempeln. Auch wenn es nicht verständlich ist, es ist halt so geregelt. Das Gesetz wird so sein.

RS: Vielen Dank für das offene und inspirierende Gespräch!